



VAdM-Kurier

68. Ausgabe: August/September 2025

Vertriebene, Aussiedler und deutsche Minderheiten in der AfD — VAdM e. V.

Herzlich willkommen zur

68. Ausgabe unseres
„VAdM-Kuriers“
August/September 2025

Inhalt:

editorial	Seite 1
Aktualität	Seite 2
Catcalling—das wichtigste Problem für SPD-Frauen	Seite 2
Der Donauschwabe : Abschied der Erlebnisgeneration	Seite 2
Erzbischof Eduard Profittlich seliggesprochen	Seite 3
Vorschlag zur Mitarbeit	Seite 4
RÜCKBLICK: Friedensbund Deutscher Katholiken	Seite 5
Presseschau:	Seite 6
Welches Zeichen Putin zum Alaska-Gipfel setzte	Seite 6
Voraussetzungen des Weltfriedens	Seite 7
Buchvorstellung	Seite 8
Klaus von Dohnanyi/Erich Vad: Krieg oder Frieden	Seite 8
Geschichte kontrovers	Seite 9
Die Beneš–Dekrete (Teil 11): Igor Luckes:	
Tschechoslowakei zwischen Stalin und Hitler	Seite 9
Erinnern	Seite 11
Kriegsursachen 1914 (Teil 11 und Schluß): Ausbruch des Ersten Weltkriegs: Die Selbstzerstörung Europas	Seite 11
Vor 80 Jahren: Die Verschleppung der Deutschen (Teil 3)	Seite 14
Temeswar: Revolution 1989 (Teil 9)	Seite 16
Deutsche Minderheiten	
„Spätes Aufbegehen“ von N. Berwanger	Seite 18
Literatur aus dem Osten/Impressum	Seite 19

editorial

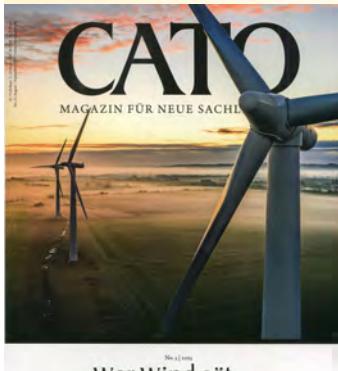
Der Alaska-Gipfel zwischen den USA und der Russischen Föderation liegt nun einige Wochen zurück: Der von allen Seiten erwartete Frieden in der Ukraine liegt bedauerlicherweise noch in weiter Ferne. Die Feierlichkeiten zur 80. Jahresfeier der Gründung der Vereinten Nationen werden von dem offenbar unlösbaren Nahostkonflikt überschattet.

Innenpolitisch erwartet man mit den versprochenen Sondervermögen für Infrastruktur und steigenden Haushaltsausgaben einen Wirtschaftsaufschwung. Dabei ist offensichtlich der Bevölkerungsmehrheit bewußt, daß ohne einem radikalen *Bürokratieabbau* die Wirtschaft nicht auf die Beine kommt.

Die Auswirkungen einer ausufernden Bürokratie bekam auch die deutschstämmige Familie Klassen aus Kasachstan zu spüren: Wegen einem EU-Visaantrag 2020 drohte Frau Klassen die Abschiebung nach Zentralasien (siehe: IDEA 31/32.2025, S. 14ff.): Kein Kommentar . . .

Martina Kempf

Herbert Karl



Frühe

Im Osten graut's, der Nebel fällt,
Wer weiß, wie bald sich's röhret!
Doch schwer im Schlaf ruht noch die Welt,
Von allem nichts verspüret.

Nur eine frühe Lerche steigt,
Es hat ihr was geträumet
Vom Lichte, wenn noch alles schweigt,
Das kaum die Höhen säumet.

[Joseph von Eichendorff \(1788 - 1857\)](#)



Aktualität

Catcalling – das wichtigste Problem für SPD-Frauen

Vera Lengsfeld

9. September 2025

Unser Land geht wegen der multiplen Probleme, die unsere Politiker ihm aufgeladen haben, zügig den Bach runter. Wer immer noch die Illusion hat, die Politiker würden endlich anfangen, sich darum zu kümmern, sollte diese falsche Hoffnung endlich aufgeben. Denn das Gegenteil ist der Fall: Politiker, in diesem Fall Politiker*innen, sind dabei, immer neue Probleme zu kreieren.

Die heutigen Morgennachrichten erfreuten mit der Meldung, dass SPD-Politikerinnen der Meinung sind, dass sogenanntes „Catcalling“, also zum Beispiel, wenn ein Mann es wagen sollte, im Vorübergehen einer Frau zu sagen, dass sie heute besonders gut aussehe, endlich zum Straftatbestand gemacht werden sollte. Denn bei der Frau, die unter dem unerwünschten Kompliment leiden muss, könnten sich posttraumatische Belastungsstörungen einstellen. Da muss unbedingt etwas getan werden. Wo kommen wir denn hin, wenn irgendwelche Kerle ungestraft mit Komplimenten um sich werfen? Da muss sofort eine neue Denunziationsplattform her, damit die bisher unter die Strafbarkeitsgrenze fallenden schönen Worte schon mal gesammelt und, wenn das dringend notwendige Gesetz endlich da ist, postum bestraft werden können. Kein Wort hörte man von diesen SPD-Frauen, als die Ukrainerin Liana, die bei uns vor dem Krieg Schutz gesucht hatte, von einem abgelehnten Asylbewerber mit mehreren Identitäten vor einen Güterzug gestoßen wurde. Aber klar, der Mann hat Liana vorher kaum mit unerwünschten Komplimenten, sondern mit Drohungen überschüttet.

Das einzige Problem ist offenbar, dass die CDU noch zögert, diesem absurdem SPD-Vorhaben zuzustimmen.

Weniger zurückhaltend ist die CDU Sachsen mit der Ablehnung des richtigen Vorschlags von NRW, neben dem deutschen Pass eines Straftäters auch sein Herkunftsland zu nennen. Diente es doch der Täuschung der Öffentlichkeit, mehr deutsche Täter in der Statistik abzubilden, als es wirklich gibt. Oder genauer gesagt: die Höhe der Migrantenkriminalität zu verschleiern.

Die innenpolitische Sprecherin der SPD-Landtagsfraktion Thüringen lehnt den Vorschlag, die Herkunft eines Täters zu benennen, ab mit der Begründung, es würde die Sicherheit Thüringens nicht beeinflussen. Aber es beeinflusst massiv das Vertrauen der Bevölkerung in die Politik, wenn die Bürger merken, dass sie, statt wahrheitsgemäß informiert, von den Politikern und Behörden hinter die Fichte geführt werden.

Immerhin eins ist sicher: Politiker-Catcalling gibt es nicht, denn wirklich niemand außerhalb der NGO-Blase kommt auf die Idee, Politiker mit Komplimenten für ihre gute Politik zu bedenken.

Quelle: <https://vera-lengsfeld.de/2025/09/09/catcalling-das-wichtigste-problem-fuer-spd-frauen/>

› „Der Donauschwabe“ wurde eingestellt

Abschied von der Erlebnisgeneration

Am 15. Dezember 2024 erschien die letzte Ausgabe des Mitteilungsblattes „Der Donauschwabe“. Hans Supritz, Landesvorsitzender Baden-Württemberg der Landsmannschaft der Donauschwaben, war zuletzt alleiniger Redakteur des „Donauschwaben“. Er teilte den Lesern mit, dass aufgrund der geschrumpften Gemeinschaft die Erscheinung des Blattes nach über 70 Jahren eingestellt werden muss. „Von Ausgabe zu Ausgabe ist es immer schwieriger geworden, die Seiten zu füllen, und immer weniger Beiträge haben uns in der Redaktion erreicht.“

Das Mitteilungsblatt wurde Anfang der 50er Jahre gegründet, als viele Donauschwaben (vor allem aus den Gebieten des damaligen Jugoslawien) nach Flucht und Vertreibung in Deutschland eine neue Heimat gefunden hatten. Die Publikation wollte ihnen mit Informationen zur Seite stehen und „als Bindeglied die Gemeinschaft der Donauschwaben zusammenhalten.“ Mittlerweile sei die Erlebnisgeneration am Verschwinden und die Nachfolgegeneration gehe ihre eigenen Wege und nutze andere Medien. „Die alte Heimat ist für viele keine Erinnerung mehr, sondern lebt nur in den Er-

zählungen und Geschichten der Groß- und Urgroßeltern.“

Der Fundus an Ausgaben des „Donauschwaben“ im Laufe der 70 Jahre seiner Existenz sei jedoch ein „historischer Schatz“ für die Dokumentation der Integrationsgeschichte der Donauschwaben in Deutschland und auch in anderen Ländern. Die digital vorhandenen Ausgaben sollen deshalb Interessierten im Internet zur Verfügung gestellt werden. Der komplette Satz an gedruckten Ausgaben wird an das Donauschwäbische Zentralmuseum übergeben.

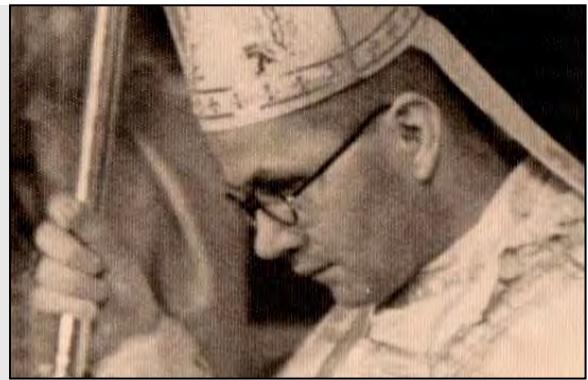
Das Ende des Mitteilungsblattes „Der Donauschwabe“ bedeutet allerdings nicht das Ende der Aktivitäten des Verbandes der Donauschwaben in Deutschland, der seinen Sitz im Haus der Donauschwaben in Sindelfingen hat. Erst kürzlich wurde dort ein neuer Vorstand unter dem Vorsitz von Jürgen Harich gewählt, der gleichzeitig auch der neue Präsident des Weltdachverbandes der Donauschwaben ist. Der Verband arbeitet mit donauschwäbischen Verbänden in Österreich, Ungarn, Serbien und Kroatien zusammen, aber auch mit der Landsmannschaft der Banater Schwaben gibt es gemeinsame Projekte und Interessen.

Erzbischof Eduard Profittlich blieb todesmutig bei seinen Gläubigen

29. Aug. 2025

Deutscher Priester ist ab 6.9. der erste Selige Estlands

Die Seligsprechung des deutsch-estnischen Märtyrers und Erzbischofs Eduard Profittlich (1890 – 1942) soll am Samstag, dem 6. September 2025, in Tallinn vollzogen werden. Die Zeremonie in der Hauptstadt Estlands wird von Kardinal Christoph Schönborn als päpstlicher Legat geleitet; sie findet im Rahmen einer Eucharistiefeier statt, die um 11 Uhr auf dem Freiheitsplatz im Zentrum von Tallinn beginnt.



Es handelt sich um die erste Seligsprechung in der Geschichte der katholischen Kirche Estlands.

Im Anschluss an die Feier ist ein ökumenisches Gebetsgedenken auf dem Freiheitsplatz geplant, das der Erinnerung an alle Todesopfer der sowjetischen Besatzung in Estland gewidmet ist.

Der Jesuitenpater und Missionar Eduard Profittlich SJ (= Societas Jesu, Gesellschaft Jesu) wurde bereits von Papst Franziskus als Märtyrer anerkannt; damit war die letzte Voraussetzung für eine Seligsprechung erfüllt.

Der Glaubenszeuge aus dem Bistum Trier gehört zu den Opfern des kommunistischen Ostblocks, nachdem der Erzbischof auf eine Flucht in seine deutsche Heimat verzichtete, zumal er seine ihm anvertrauten Gläubigen nicht im Stich lassen wollte.

Eduard Profittlich wurde am 11. September 1890 in Birresdorf (dieser Ort heißt heute Grafschaft) als achtes von zehn Kinder einer alteingesessenen Bauernfamilie geboren. Seine Mutter hieß Dorothea, geborene Seiwert (1850 – 1913); sein Vater Markus Profittlich (1846 – 1920).

Sohn Eduard trat 1912 ins Priesterseminar in Trier ein, fühlte sich aber von der Spiritualität der Gesellschaft Jesu angezogen, so dass er schließlich in das Noviziat der Jesuiten in 's-Heerenberg in den Niederlanden aufgenommen wurde. Wenige Jahre später starb sein älterer Bruder Peter als Missionar in Brasilien.

Bei Ausbruch des Ersten Weltkriegs wurde Eduard Profittlich in die deutsche Armee einberufen und zum Sanitätsdienst eingeteilt. Nach dem Krieg nahm er sein Studium der Philosophie und Theologie wieder auf und wurde am 27. August 1922 zum Priester geweiht. Nach seiner Promotion in Philosophie und Theologie an der Jagiellonen-Universität in Krakau wurde er nach Estland entsandt, wo ihm 1930 eine Pfarrei in Tallinn anvertraut wurde.

Am 11. Mai 1931 beauftragte ihn Pius XI. zum Apostolischen Administrator von Estland. In seiner Seelsorgetätigkeit bemühte er sich um den Wiederaufbau der wenigen estnisch-katholischen Gemeinden. Er erstellte einen Pastoralplan, verbesserte die Ausbildung des einheimischen Klerus und errichtete neue Pfarreien. Zudem lud er Priester und Ordensleute aus Polen und der Tschechoslowakei ein, in Estland Evangelisierungsarbeit zu leisten. Im Jahr 1935 erhielt er die Staatsbürgerschaft des Landes.

Am 27. November 1936 wurde Profittlich vom Papst zum Titular-Erzbischof ernannt und am 27. Dezember 1936 in Tallin zum Bischof geweiht. Zugleich blieb er Apostolischer Administrator. Damit war er der erste katholische Oberhirte im überwiegend lutherischen Estland seit Einführung der Reformation.

Im Juni 1941 kam es zur ersten großen Deportation von 15.000 Esten in sowjetrussische Gefängnisse und Straflager, wovon vor allem die Elite des Landes betroffen war, zudem fast alle katholischen Priester.

Am 27. Juni 1941 wurde Profittlich verhaftet und unter dem Vorwurf und Vorwand der Spionage und antisowjetischen Agitation nach Kirow in Russland deportiert. Im dortigen Stadtgefängnis Nr. 1 wurde er mehrfach gefoltert.

In einem seiner Verhöre, das am 21. November 1941 stattfand, sagte er:

„Während meiner Predigten habe ich dazu aufgerufen, nicht auf die Gottesläugner zu hören, sondern an die Kirche zu denken und für diejenigen zu beten, die religiös verfolgt werden. Ich finde nicht, dass das Propaganda ist, das ist die Wahrheit!“

Zum Tode verurteilt, starb er schon vor der Vollstreckung der Hinrichtung am 22. Februar 1942 an den Schikanen der Haft.

Aus den Protokollen der Verhöre geht seine unerschütterliche Glaubenstreue klar hervor. Sein Martyrium wurde erst viele Jahre nach dem Zusammenbruch der Sowjetdiktatur genauer bekannt.

Am 30. Januar 2002 leitete die Bischofskonferenz der Russischen Föderation seine Seligsprechung ein. Am 30. Mai 2003 erteilte die vatikanische Kongregation für Selig- und Heiligsprechungsprozesse dazu das „nihil obstat“ (Zustimmung = „Keine Einwände“). Daraufhin wurde am 31. Mai 2003 das kirchliche Verfahren feierlich in St. Petersburg eröffnet und 2014 nach Estland übertragen und später in Rom fortgesetzt.

Text: FelicitQuelle: <https://stephanus-stiftung.org/erzbischof-profittlich-blieb-todesmutig-bei-seinen-gläubigen/>

Vorschlag zur Mitarbeit

Viele Städte in Westdeutschland übernahmen in den 1950er Jahren Patenschaften über Vertriebene, die sich in Vereinen (Heimatortsgruppen, Landsmannschaften) organisiert hatten. Diese Patenschaften führten oftmals nach 1990 zur Etablierung von Städtepartnerschaften. (Als Beispiel führe ich Wolfenbüttel an. Viele Landeshuter (Schlesier) siedelten sich in Stadt und Land Wolfenbüttel nach ihrer Vertreibung an. Die Stadt Wolfenbüttel übernahm die Patenschaft für die Vertriebenen aus der Stadt Landeshut, der Landkreis Wolfenbüttel die Patenschaft über den Landkreis Landeshut. Ansprechpartner Wolfenbüttels war und ist bis heute der Arbeitskreis Landeshut, das ist die Heimatkreisorganisation der Landeshuter. Der AK Landeshut wiederum regte an und half bei der Herstellung der Partnerschaft zwischen Wolfenbüttel in dem heutigen Landeshut / Kamienna Gora. Ein Vorgang, der nicht ungewöhnlich ist. Heimatkreise hatten die Verbindung zu ihrer Heimat oftmals nicht abreißen lassen und waren initiativ nach 1990 bei dem Zustandekommen von Partnerschaften.)

Interessant ist nun, sich die jeweiligen Webseiten der Städte anzusehen. Also sowohl der Städte, die eine Patenschaft übernommen hatten und der Städte, aus denen die Deutschen vertrieben wurden. Wie wird die Vertreibung dargestellt? Wird sie überhaupt thematisiert? Wird in den Patenschaftsstädten auf die Integration und die Geschichte der Vertreibung eingegangen. Gibt es heute evtl. noch Unterstützungen?

Die polnischen, tschechischen und russischen Webseiten kann man mit einem Übersetzungsprogramm lesen. Wer glaubt, es wäre ein großer Aufwand, wird sich wundern. Das Thema Vertreibung ist kein oder kaum ein Thema in den Webseiten, also in der Selbstdarstellung der Städte.

Der **erste Schritt** wäre also Sichtung und Dokumentierung der o.g. Thematik.

Der **zweite Schritt** wäre, an die deutschen Städte heranzutreten und - wenn nötig, was oft der Fall sein dürfte – eine Überarbeitung bezüglich des Punktes Vertreibung zu fordern und sich für eine entsprechende Überarbeitung auf den Webseiten der Partnerstädte einzusetzen.

Ein **dritter Schritt** wäre, ein entsprechendes Handpapier mit o.g. Forderungen allen Fraktionen der jeweiligen Patenstadt auszuhändigen mit der Bitte um Stellungnahme bzw. Unterstützung unserer Forderungen. Wichtig ist, dass unsere Forderungen nicht als AfD-Forderungen vorgetragen werden sollten, die AfD käme erst, wenn die jeweiligen Stadtverordneten es wollten, im dritten Schritt zum Zuge.

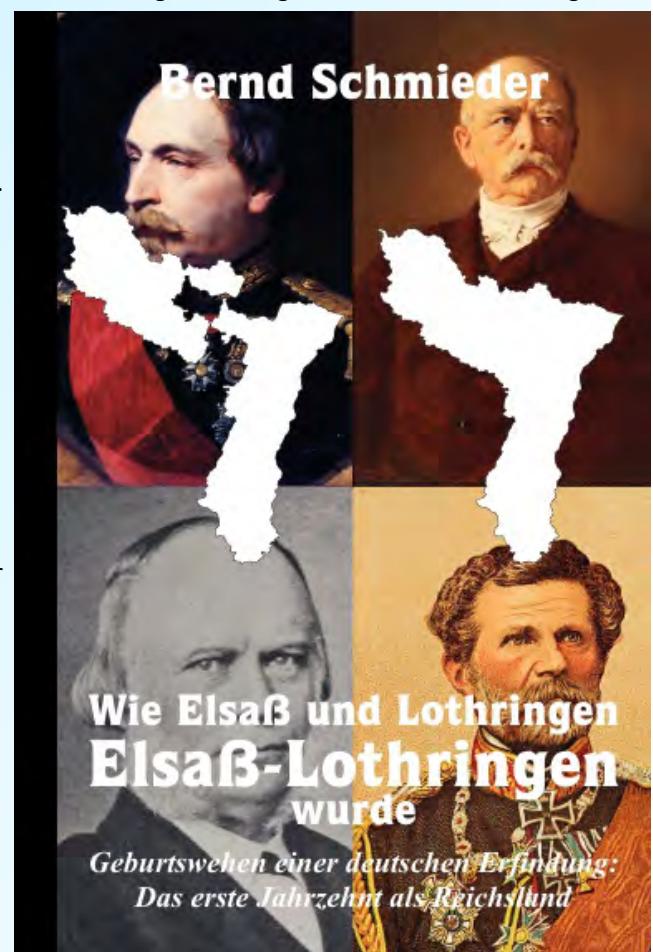
Als Arbeitsaufwand schlage ich eine Stunde pro Woche vor. Nach ca. einem halben Jahr wird eine Zwischenbilanz gezogen. Wenn man 20 bis 30 Städte sowohl in der Bundesrepublik als auch in den Vertreibungsgebieten untersucht hat, erkennt man schon die Tendenz.

Eine Gruppe von vier bis fünf Personen genügt.

Wer Interesse hat und sich die Zeit nehmen will, mache mit. Es ist eine Möglichkeit, Sensibilität für das Thema außerhalb der eh schon Interessierten zu wecken. Vor allen Dingen würde man einmal bei diesem Thema in die Vorhand kommen und nicht immer nur aus der Verteidigung argumentieren. Die Arbeit kostet kein Geld, nur etwas Zeit.

Wenn wir nur in einer Stadt Erfolg haben, könnte dies beispielgebend werden.

Wenn Sie bei diesem Ansatz sich einbringen wollen, wenden Sie sich bitte an die VAdM-Redaktion



RÜCKBLICK: Friedensbund Deutscher Katholiken

1919-1933 bestehende Friedensorganisation deutscher Katholiken, dessen Gründung nicht zuletzt durch den Friedensappell von Papst Benedikt XV. (1854-1922, reg. 1914-1922) angeregt worden war. Der Friedensbund, für dessen Arbeit Pater Franziskus Maria Stratmann OP (1883-1971) die theoretische Fundierung lieferte, fand in der kirchlichen Hierarchie nur bedingt Rückhalt, unter anderem beim Münchner Erzbischof Michael Faulhaber (1869-1952, Erzbischof 1917-1952), der 1932 Protektor des Bundes wurde.

Artikel von Dieter Riesenberger

Gründung nach dem Friedensappell Papst Benedikts XV. vom 1. August 1917

In seinem Friedensappell an die Mittelmächte und die Entente forderte Papst [Benedikt XV.](#) (1854-1922, reg. 1914-1922) zur Beendigung des Krieges auf. Er sprach sich für die moralische Macht des Rechts und gegen die Gewalt der Waffen aus, für die Einrichtung der obligatorischen Schiedsgerichtsbarkeit und eine kontrollierte Abrüstung.

Noch im August 1917 rief Johann Baptist Wolfgruber (1868-1950, Pfarrer in [Tegernbach](#) im Rahmen des bereits 1916 von Pfarrer [Max Josef Metzger](#) (1887-1944, Priester des Erzbistums Freiburg) in Graz gegründeten "Weltfriedenswerks vom Weißen Kreuz" (1917: "Weltfriedensbund vom Weißen Kreuz") zur Gründung eines Friedensbundes katholischer Geistlicher auf. Kaplan [Magnus Jocham](#) (1886-1923), Rottenburger Diözesanpriester, veröffentlichte 1917 die Schrift "Wir Christen und das päpstliche Friedensprogramm", durch die [Matthias Erzberger](#) (1875-1921) auf ihn aufmerksam wurde.

Erster Vorsitzender war bis Oktober 1919 Josef Kral (1887-1965), langjähriger Herausgeber der "Katholischen Weltkorrespondenz" und Autor des Buches "Der christliche Sozialismus" (1919). Er gründete 1920 mit [Vitus Heller](#) (1882-1956) die "Christlich-Soziale Partei Bayerns" (Bayerisches Zentrum), die sich 1925 als unabhängige [Christlich-Soziale Reichspartei](#) konstituierte.

Nachfolger Kral war für kurze Zeit Matthias Erzberger. Am 2. Oktober 1919 wurde auf der "Konferenz katholischer Pazifisten" in [München](#) beschlossen, den Friedensbund auf eine breitere Grundlage zu stellen: Nachfolger Erzbergers wurde Magnus Jocham, der von Heufelden bei Ehingen aus die Verantwortung für Süddeutschland sowie die Geschäftsführung übernahm, während Pater Stratmann von Berlin aus für Norddeutschland zuständig war. Nach dem Tod Jochams amtierte Dr. Miller und ab 1929 Dr. Gunst als Vorsitzender des Bundes. Die eigentliche Leitfigur aber war Pater [Franziskus Maria Stratmann](#) OP (1883-1971), von 1924 bis 1933 zweiter Vorsitzender. Im Jahr 1921 zählte der Friedensbund 1.200 Mitglieder.

Organisatorische Entwicklung

Größere Resonanz fand der Friedensbund mit dem "Congrès démocratique international pour la paix" (Freiburg/Breisgau 1923) des pazifistischen Politikers [Marc Sangnier](#) (1874-1950), auf dem dieser seine Landsleute aufrief, die [Besetzung des Ruhrgebiets](#) zu beenden. Die überzeugende Grundlegung katholischen Friedenshandelns lieferte Pater Stratmann mit dem 1924 erschienenen Buch "Weltkirche und Weltfrieden", durch das er der "heimliche Führer" des Friedensbundes wurde. Auf der ersten Reichstagung in Hildesheim (1924) wurden die "Richtlinien des Friedensbundes Deutscher Katholiken" verabschiedet und eine eigene Zeitschrift gegründet, die "Katholische Friedenswarte" (ab 1926 "Der Friedenskämpfer").

Eine Gruppe junger intellektueller Redakteure der von Professor [Friedrich Dessauer](#) (1881-1963) herausgegebenen "Rhein-Mainischen Volkszeitung" (Frankfurt) setzte sich mit Nachdruck für den Friedensbund ein, darunter [Walter Dirks](#) (1901-1991), [Ernst Michel](#) (1889-1964) und [Werner Thormann](#) (1894-1947). Die Geschäftsstelle des Bundes wurde von Berlin in die Räume der Rhein-Mainischen Volkszeitung verlegt. Mit etwa 8.000 aktiven und 40.000 korporativen Mitgliedern war der Friedensbund die zweitgrößte pazifistische Organisation. Übertragen wurde sie nur noch von der 1892 gegründeten Deutschen Friedensgesellschaft.

Argumentation gegen den Krieg

Im Zentrum der religiös begründeten Ablehnung des Krieges standen das Liebesgebot und das Tötungsverbot Jesu Christi. Stratmann griff zwar die neoscholastische und einflussreiche Lehre vom gerechten Krieg auf, dessen grundsätzliche Berechtigung er akzeptierte, den er aber unter den Bedingungen der modernen Waffentechnik (Giftgas!) für nicht mehr erlaubt hielt. Diese moraltheologische Begründung sollte eher konservativen Katholiken entgegenkommen.

Ab 1926 wandte sich der Friedensbund stärker politischen Fragen zu. Vor allem warb er für die deutsch-französische und die deutsch-polnische Verständigung; wie [Benedikt XV.](#) trat er für den Völkerbund, für Schiedsgerichtsbarkeit und Abrüstung ein.

Im September 1928 hielt der Friedensbund in [München](#) seine 5. Reichstagung ab; in der Silvesterpredigt zum gleichen Jahr nahm Kardinal [Michael von Faulhaber](#) (1869-1952, Erzbischof 1917-1952) Stellung zum modernen Krieg, den er - in Übereinstimmung mit Pater Stratmann - für "nicht mehr menschlich" hielt (Die Friedensbotschaft des Kardinals Faulhaber, in: Der Friedenskämpfer 5/1929, Nr. 4, S. 11-12).

Ablehnung und Zustimmung

Der Friedensbund wollte als "Sauerteig" in der Kirche, den katholischen Organisationen und im Zentrum wirken. Diese Strategie erwies sich jedoch als wenig erfolgreich; die Bischöfe verhielten sich zurückhaltend oder ablehnend. Ausnahmen waren Bischof [Johannes Sproll](#) (1870-1949) von Rottenburg, der 1938 aus seiner Diözese vertrieben wurde, und der Münchner Erzbischof Faulhaber, der im Februar 1932 anlässlich der Genfer Abrüstungskonferenz in seiner Predigt über Kriegsethik und Friedensrüstung zum Eintritt in den Friedensbund aufforderte; seit 1932 war er offizieller "Protektor" des Friedensbundes.

Zustimmung fand der Bund bei den katholischen Jugendbünden, beim niederen Klerus, bei Teilen der katholischen Lehrer(innen), bei der Zentrumsjugend und bei der Christlich-Sozialen Reichspartei (gegründet 1920) unter [Vitus Heller](#) (1882-1956). Die Mehrheit der Mitglieder lebte in Bayern und Württemberg, im Rheinland und in Westfalen.

Verfolgung unter dem Nationalsozialismus

Seit 1930 bekämpfte der Friedensbund den [Nationalsozialismus](#). Im Jahr davor hatte Pater Stratmann die "Arbeitsgemeinschaft der Konfessionen für den Frieden" gegründet, in dem auch der jüdische Friedensbund mitarbeitete. Der Vorsitzende erbat noch im März 1933 eine Intervention der Bischöfe zugunsten der Juden, ohne Erfolg. Die Bischöfe verweigerten auch nach dem endgültigen Verbot des Friedensbundes am 1. Juli 1933 gefährdeten Mitgliedern ihren Schutz: Einfache Mitglieder mussten berufliche Nachteile hinnehmen, führende Mitglieder wurden verfolgt. Pater Stratmann überlebte im niederländischen Untergrund, Legationsrat [Richard Kuenzer](#) (1875-1945) – führendes Mitglied im Solf-Kreis – wurde ebenso wie [Max Josef Metzger](#) 1944 hingerichtet.

Literatur:

- Dieter Riesenberger, Die katholische Friedensbewegung in der Weimarer Republik, Düsseldorf 1976.
- Beate Höfling, Katholische Friedensbewegung zwischen zwei Kriegen. Der "Friedensbund Deutscher Katholiken" 1917-1933. (Tübinger Beiträge zur Friedensforschung und Friedenserziehung 5), Waldkirch 1979.
- Konrad Breitenborn, Der Friedensbund Deutscher Katholiken, 1918/19-1951, Berlin 1981.

Johannes Horstmann (Hg.), 75 Jahre katholische Friedensbewegung in Deutschland zur Geschichte des Friedensbundes Deutscher Katholiken und von Pax Christi. (Katholische Akademie Schwerte: Akademie-Vorträge 44), Schwerte 1995.

Quelle: https://www.historisches-lexikon-bayerns.de/Lexikon/Friedensbund_Deutscher_Katholiken,_1919-1933

Presseschau

Was zum Alaska-Gipfel geschah und den Ukraine-Konflikt verbllassen lässt



Sachalin-1: Die Chayvo-Feld-Förderbohrung O-14 erreichte eine Bohrtiefe von 13.500 Metern.

Genau am Tag des Treffens von Putin und Donald Trump in Alaska, dem 15. August, unterzeichnete Präsident Putin ein Dekret, welches Exxon Mobil die Rückerlangung ihrer Anteile am Öl- und Gasprojekt Sachalin-1 wieder ermöglichen könnte. Aus diesem war das Unternehmen 2022 ausgestiegen.

Welches Zeichen Präsident Putin zum Tag des Alaska Gipfels setzte

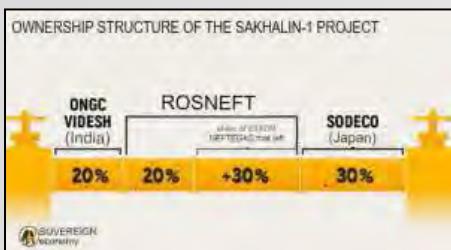
Von REDAKTION | Das Projekt Sachalin-1 begann als Konsortium zur Förderung von Öl und Gas und ist im Nord-Osten direkt vor der Küste der Insel Sachalin nördlich von Japan gelegen. Sachalin-1 umfasst drei Felder in der Ochotskischen See: Chayvo, Odoptu und Arkutun-Dagi mit geschätzten förderbaren Mengen von 2,3 Milliarden Barrel Öl und 17,1 Billionen Kubikfuß Erdgas.

1996 schloss das Konsortium eine Vereinbarung über die Aufteilung der Förderrechte zwischen dem Sachalin-I-Konsortium, der Russischen Föderation und der Regierung von Sachalin. Die kommerzielle Förderung begann im Jahr 2005 unter der Leitung von Exxon Neftegas Limited (ENL), einer Tochtergesellschaft von Exxon Mobil.

Die Beteiligungsstruktur räumte ExxonMobil und SODECO (Japan) je 30% und der indischen ONGC Videsh sowie Sakhalinmorneftegas-Shelf und RN-Astra (beide Rosneft Russland) je 20% an Anteilen ein.

Nach Ausbruch des Ukraine-Konflikts und den darauf folgenden Sanktionen sah sich ExxonMobil im März 2022 gezwungen, seinen Austritt aus dem Konsortium bekannt zu geben. Im April machte das Unternehmen eine Wertminderung über 4,6 Mrd. USD zum Projekt Sachalin-1 geltend. Russland reagierte im August 2022, indem es die Anteile von ExxonMobil einfror und sich das Recht vorbehalt, künftig starken Einfluss auf ausländische Eigentumsrechte auszuüben.

Im Oktober 2022 unterzeichnete Präsident Putin ein Dekret zur Gründung einer neuen russischen Betreibergesellschaft für das zuvor noch von Exxon Mobil geleitete Projekt. Man legte Rosneft als neuen Betreiber von Sachalin-1 fest und ermöglichte der russischen Regierung, über die Eigentumsrechte ausländischer Investoren – das heißt über den Anteil von ExxonMobile – an dem Projekt zu verfügen.



Eignerstruktur des Konsortiums Sachalin-1 nach Austritt von Exxon Neftegas 2022 / Quelle: dzen.ru

Das neue Konsortium, Sakhalin-1 LLC, wird von der Rosneft-Tochter Sakhalinmorneftegaz-Shelf, welche die Investorenrechte an dem Projekt hält, geleitet. Während SODECO (30%, Japan) und ONGC Videsh Limited (20%, Indien) ihre Anteile auf die neue Betreibergesellschaft übertrugen, wird der 30-prozentige Anteil von Exxon inzwischen von Sakhalinmorneftegaz-Shelf (Rosneft) verwaltet.

Im Dezember 2024 unterzeichnete Putin ein weiteres Dekret über das die russische Regierung Exxon Mobil zur Veräußerung ihres 30-prozentigen Anteiles eine Verlängerung bis zum 1. Januar 2026, einräumte. Zugleich hat Russland damit die Eigentumsrechte von Exxon Mobil indirekt anerkannt.

Die äußeren Turbulenzen, welche das internationale Konsortium im Jahr 2022 voll trafen, führten auch zur geänderten Kundenstruktur: Waren die Abnehmer im Jahr 2020 noch Südkorea (40%), Japan (21%), Thailand (15%), China (13%), USA (7%) und andere (4%), so blieben davon bis 2025 nur China (75%), Indien (21%) und andere (6%) übrig, welche inzwischen die Hauptabnehmer bilden.

Fortsetzung auf S. 7

Fortsetzung von S. 6

Das Dekret von Präsident Putin vom 15.8.2025 als Türöffner

Das von Putin am Tag des Alaska Gipfels unterzeichnete Dekret könnte Exxon Mobil die Rückkehr nach Russland ermöglichen und den Wiedereinstieg in das Projekt Sachalin-1 ermöglichen. Doch, zugleich wären bestimmte Bedingungen zu erfüllen:

- die bestehenden Sanktionen aufheben zu lassen,
- Logistikketten mit dem Ausland wiederherzustellen,
- neue Kooperationsabkommen zu ermöglichen.

Eine Normalisierung und Wiederaufnahme der Geschäftsbeziehungen zwischen Russland und den USA über das Konsortium für Sachalin-1, könnte zugleich Türöffner für weitere und noch größere gemeinsame Explorationsprojekte in der Arktis sein, die zu den vielversprechendsten unerschlossenen Kohlenwasserstoffvorkommen der Welt zählen:



Karte von Russland – **Sibirien** – Karasee: Weite Gebiete die zu erschliessen sind | Quelle: Created by Norman Einstein, Wikimedia Attribution-ShareAlike 3.0

Schon im Jahr 2014 zwangen US-Sanktionen einmal mehr Exxon, seine gemeinsame Arktis-Explorationsvorhaben mit Rosneft nach der Entdeckung des riesigen *Pobeda-Feldes* in der Karasee im wahrsten Sinne des Wortes auf Eis legen zu müssen:

Mit nachgewiesenen Reserven von 125 Millionen Tonnen Öl und 422 Milliarden Kubikmetern Gas – und möglicherweise noch viel mehr – konkurriert die Fundstelle mit den Ressourcenvorkommen im Golf von Mexiko, von Brasilien und denen am Kontinentalsockel Alaskas oder übertrifft sie alle sogar. Deshalb wurde das Potenzial des Projekts als transformativ bezeichnet:

Die Zusammenarbeit zwischen den USA und Russland im Bereich der Ölförderung in der Arktis hat vielversprechend begonnen, nachdem ihre beiden Unternehmen 2011 umfassende Vereinbarungen unterzeichnet hatten. Kernstück des Abkommens waren drei riesige und potentielle Lizenzgebiete in der Karasee. Im Jahr 2014 bohrten die beiden Unternehmen ihre erste und einzige Quelle in diesem Gebiet. Die Quelle „University-1“, die später den Namen „Pobeda“ erhielt und mehr als 125 Millionen Tonnen Öl enthält. Die Vorkommen könnten ggfs. weitaus größer sein und möglicherweise bis zu 500 Millionen Tonnen betragen.

In einer Live-Übertragung vom Bohrstandort verglich Rosneft-CEO Igor Sechin seinerzeit das Ressourcenpotenzial der Karasee mit dem Saudi-Arabiens. In der Videopräsentation verwies er mit Stolz, wie die beiden Unternehmen bei der Entwicklung des Projekts eng zusammenarbeiten.

Damals war Rex Tillerson, der spätere US-Außenminister unter der ersten Trump Administration, CEO von ExxonMobil und eine der treibenden Kräfte hinter dem Kooperationsabkommen. Er wurde im Jahr 2013 für seinen Einsatz mit dem russischen Freundschafts-Orden ausgezeichnet.

Die Explorationen in der Karasee waren groß und beispiellos angelegt worden: Nie zuvor waren an diesen Stellen Explorationsbohrungen vorgenommen worden: In einem abgelegenen arktischen Gebiet auf 74 Grad nördlicher Breite, welches über den Großteil des Jahres mit Eis bedeckt ist!

Nachdem Bohrungen im Pobeda-Feld knapp vor Verhängung umfassender westlicher Sanktionen abgeschlossen waren, wurde die Zusammenarbeit zwischen USA und Russland bezüglich der Ölförderung in der Arktis zum abrupten Abbruch gebracht.

Vor diesem Hintergrund ist Putins Dekret vom 15. August 2025 zwar kein „Deal“, aber sehr deutliches diplomatisches Signal. Es unterstreicht, wie destruktiv militärische Konflikte das Wirtschaftsleben und Wohlergehen von Völkern negativ beeinflussen können: Globale Handelsbeziehungen und Logistikketten wurden über Nacht zum Einsturz gebracht!

Der Gipfel in Alaska wurde in den Medien weitgehend auf den Ukraine-Konflikt reduziert. Das Dekret vom 15. August 2025, welches Putin unterzeichnete, wurde in der Öffentlichkeit kaum wahrgenommen, doch stellt eine strategische Weichenstellung dar, die imstande wäre, die Politik der grossen Mächte wieder auf eine konstruktive Grundlage, von der auch große Mehrheiten profitieren könnten, zu stellen!

20. August 2025

Quelle: <https://www.unser-mittteleuropa.com/174367>

Buchvorstellung



Erich Vad, Klaus von Dohnanyi

Krieg oder Frieden - Deutschland vor der Entscheidung

Produktinformationen "Krieg oder Frieden - Deutschland vor der Entscheidung"

Wenn politische Rhetorik zunehmend von Konfrontation bestimmt ist, braucht es Stimmen, die für Verständigung eintreten. Klaus von Dohnanyi und Erich Vad analysieren die gegenwärtige Lage mit klarem Blick und strategischer Tiefe. Sie fordern, was oft vergessen wird: Diplomatie als Pflicht und Ausdruck von Stärke. Und sie denken lösungsorientiert: Frieden entstehe nicht durch Eskalation, sondern durch Dialog, Verhandlungen und den Mut zur politischen Klugheit. Ihr Gespräch lädt ein zur Rückbesinnung auf das, was Krisen lösen kann, nämlich Gesprächsbereitschaft, Augenmaß, Verantwortung. Denn die Gefahr einer weiteren Eskalation ist real - und wächst. Unabhängig, sachlich und entschlossen in der Haltung appellieren Klaus von Dohnanyi und Erich Vad: Es braucht mehr Diplomatie!

https://www.buecher.de/artikel/buch/krieg-oder-frieden-deutschland-vor-der-entscheidung/75026866/wea/1192132?gad_source=1&gad_campaignid=21994809520&gbraid=0AAAAAA-hhsnmakU3binW9ZI-LwA9X1fbsL&gclid=CjwKCAjwIsnGBhAXEiwA0zEOR9DMnGi3tmNzOf-nna03Psp2-7hUAAW7Aa7wq-gLbOu1msf4CcWEtRoCpkgQAvD_BwE

Interview

"Krieg oder Frieden"

Von Dohnanyi und Vad warnen: "Deutschland würde zum Schlachtfeld"

Aktualisiert am 04.09.2025

SPD-Politiker Klaus von Dohnanyi (links) und Ex-Militär Erich Vad fordern Gespräche mit Putin. © dpa/Markus Scholz/Jörg Carstensen

Lesedauer: 9 Min.

Europa sollte das Gespräch mit Russland suchen. Das zumindest meinen Klaus von Dohnanyi und Erich Vad. Der Politiker und der Ex-Militär erklären im Interview, warum der Ukraine-Krieg aus ihrer Sicht militärisch nicht zu gewinnen ist.

EIN INTERVIEW

Von Fabian Busch/Fabian Hartmann

„Sie loben [Donald Trump](#), fordern Dialog mit Moskau und warnen vor einem Krieg in ganz [Europa](#): Der SPD-Politiker Klaus von Dohnanyi (97) und der frühere Brigadegeneral und Merkel-Berater Erich Vad (68) haben ein Buch veröffentlicht. Der Titel lautet schlicht "Krieg oder Frieden"? Die beiden sehen Deutschland vor genau dieser Entscheidung, werben für Diplomatie – und Verständnis für Russland.

Die überfallene Ukraine, sagen sie, müsse Gebiete abtreten. Eine Nato-Mitgliedschaft des Landes? Ausgeschlossen. Mit ihren Thesen ecken die Autoren bei weiten Teilen der Politik an. Zeit für ein Gespräch.

Herr von Dohnanyi, Sie sind der Meinung: Es ist ein großer Unterschied, ob man über den Krieg redet oder ob man ihn mal um die Ohren gehabt hat. Sie haben den [Zweiten Weltkrieg](#) selbst erlebt. Wie hat die Erfahrung Sie geprägt?

Klaus von Dohnanyi: Das ist schwer zu sagen, weil ich nur diesen einen Blick und keinen Vergleich habe. Ich erinnere mich jedenfalls an die Brutalität, den Schrecken, gerade für junge Leute. Ich habe erlebt, wie 16-jährige Fahnenflüchtige aufgehängt wurden, weil sie nach Hause zu ihrer Mutter wollten. Die Schlussphase des Zweiten Weltkriegs war Krieg in seiner schrecklichsten Form.

Haben die jüngeren Generationen ein zu naives Bild vom Krieg?

Klaus von Dohnanyi: Das glaube ich eigentlich nicht. Kriegsbilder sind im Fernsehen oder über Social Media überall zu sehen. Krieg ist allgegenwärtig. Das gilt nicht nur für die Ukraine, sondern auch für den Nahen Osten oder Syrien.

Erich Vad: Ich denke trotzdem: Krieg ist für die meisten Deutschen weit weg, irgendwo im Osten, in Gaza oder im Sudan. Wir schauen uns diese Bilder im TV und im Internet an, während wir zu Hause auf dem Sofa sitzen. Ich kann mir diese leichtfertige Kriegsphrasen anders nicht erklären. Da fordern Politiker, bei der Ukraine "all in" zu gehen, das russische Hinterland oder sogar Moskau zu beschließen. Ich glaube nicht, dass sie sich darüber im Klaren sind, was Krieg ist, und ob sie den Ernst der Lage wirklich verstanden haben.

Man könnte auch argumentieren: Angesichts der schrecklichen Bilder aus der Ukraine ist unsere Solidarität gefragt. Wir müssen der Ukraine beistehen in der Verteidigung gegen den russischen Überfall.

Klaus von Dohnanyi: Das ist einerseits richtig. Andererseits hat sich die Ukraine selbst in eine Angriffsposition gebracht, indem sie die Nato-Mitgliedschaft angestrebt hat. Deswegen bin ich überzeugt: Die Ukraine hat selbst einen Anteil an den Entwicklungen. Kiew und der Westen hätten wissen müssen, dass Russland das nicht akzeptieren kann. Die Russen wollen nicht, dass eine ehemalige Provinz zur Sperrsperre des Westens in ihrem eigenen russischen Fleisch wird. Die Nato-Osterweiterung war ein großer historischer Fehler.

Die Ukraine ist doch keine russische Provinz, sondern ein eigenständiger Staat.

Klaus von Dohnanyi: Durch das Budapest Memorandum hat die Ukraine eine eigene Staatlichkeit bekommen. Es bleibt aber dabei: Eine Sezession ist für den Staat, von dem sich ein Gebiet abspalten, schwer zu verkraften. In den USA gab es auch einen blutigen Bürgerkrieg, nachdem sich die Südstaaten für unabhängig erklärt hatten. Amerika hat es vorgemacht. [. . .]

Herr von Dohnanyi, die [SPD](#) ist seit fast 70 Jahren Ihre politische Heimat. Ist die SPD aus Ihrer Sicht noch eine Friedenspartei?

Klaus von Dohnanyi: Nein. Ich glaube, dass die SPD diese Seite leider völlig vernachlässigt hat. Was oft vergessen wird: Für Frieden zu sorgen, ist harte politische Arbeit. Und vor allem: Es setzt eine intensive Kenntnis der Interessen der anderen Seite voraus. Der alte Bismarck hat mal gesagt, Russland sei ein unbesiegbares Land. Es gibt keine Alternative zum Interessenausgleich.“

Das vollständige Interview ist abrufbar unter: <https://www.gmx.net/magazine/politik/russland-krieg-ukraine/doehnanyi-vad-warnten-deutschland-wuerde-schlachtfeld-41340534>

Geschichte kontrovers

Die Beneš –Dekrete:

Teil 11

In unserem Kurier aus dem Dezember 2024 haben wir die tschechisch-sowjetischen Beziehungen angesprochen: Hier kommen wir zur Vorstellung eines umstrittenen Buches des aus Tschechien stammenden Autors:

Czechoslovakia between Stalin and Hitler: The Diplomacy of Edvard Beneš in the 1930s (English Edition) 1. Auflage, Kindle Ausgabe

Englisch Ausgabe von [Igor Lukes](#) (Autor) Format: Kindle Ausgabe

Die Münchener Krise von 1938, in der Großbritannien und Frankreich beschlossen, Hitlers Forderungen nach der Annexion des Sudetenlandes nachzugeben, hat eine Vielzahl historischer Schriften hervorgebracht. Bis heute haben Historiker jedoch nur ein vages Verständnis von der Rolle der Sowjetunion und der Tschechoslowakei, dem Land, dessen Existenz im Mittelpunkt der Krise stand.

In „Czechoslovakia Between Stalin and Hitler“ untersucht Igor Lukes diese turbulente und tragische Ära aus der neuen Perspektive der Prager Regierung selbst. Im Mittelpunkt dieser Studie steht Edvard Benes, ein tschechoslowakischer Außenpolitiker und wichtiger Akteur in den politischen Machenschaften dieser Zeit. Das Werk analysiert die Versuche der Prager Regierung, die Existenz der Tschechoslowakischen Republik in dem gefährlichen Raum zwischen den Mühlsteinen des Ostens und des Westens zu sichern. Es untersucht die Beziehung zwischen Benes und Joseph Stalin, skizziert die Rolle, die den tschechoslowakischen Kommunisten vom VII. Kongress der Kommunistischen Internationale 1935 zugewiesen wurde, und analysiert die geheimen Verhandlungen Prags mit Berlin sowie die Rolle Benes' in der berühmten Tuchatschewski-Affäre. Unter Verwendung geheimer Archive in Prag und Russland ist dieses Werk eine genaue und originelle Darstellung der Ereignisse, die den Zweiten Weltkrieg auslösten.

Pressestimmen

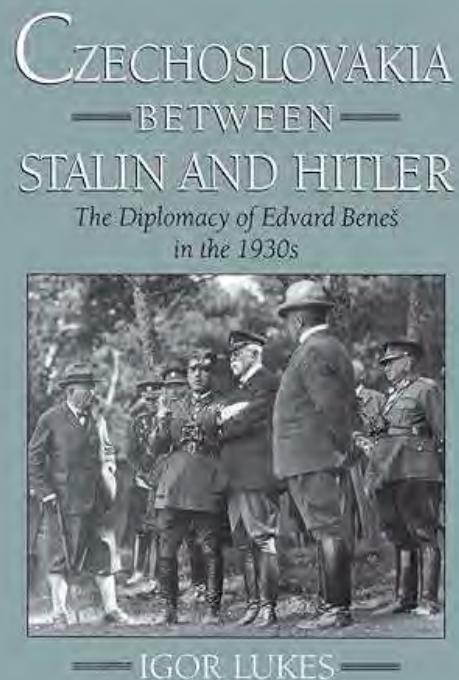
„Das Buch von Professor Lukes ist eine der wichtigsten und interessantesten Studien zu den Ereignissen, die zum Zweiten Weltkrieg führten. Seine Untersuchung der Tschechoslowakei-Krise von 1938 wird durch bisher geheime Dokumente untermauert, die kürzlich von Moskau und Prag veröffentlicht wurden. Es wirft ein faszinierendes Licht auf die Rolle der Sowjetunion in der Krise sowie auf eine Reihe anderer wichtiger Fragen, die von Historikern bisher nicht geklärt werden konnten.“ – Adam B. Ulam, Gurney-Professor für Geschichte und Politikwissenschaft, Harvard University.

„Lukes' Abhandlung über das unglückliche Land, das zwischen die Fronten der beiden blutigsten Diktatoren Europas geriet, bringt einen neuen Blickwinkel in die Geschichte ein, da der Autor nicht durch politische Zugehörigkeiten oder Sympathien belastet ist, die Forscher älterer Generationen oft einschränken.“ – Josef Skvorec, Universität Toronto (emeritierter)

„Diese wichtige Studie, die auf bisher unzugänglichen Archivmaterialien basiert, versucht, die tschechoslowakische Diplomatie der späten 1930er Jahre, insbesondere gegenüber der Sowjetunion und Deutschland, neu zu bewerten. Sie bietet auch eine revisionistische Interpretation der sowjetischen Politik. In einer faszinierenden Darstellung entscheidender internationaler Ereignisse widerlegt der Autor alte Klischees und entlarvt voreingenommene Darstellungen. Das Buch ist nicht nur ein wertvoller Beitrag zur Geschichtswissenschaft, sondern auch so geschrieben, dass es die ungeteilte Aufmerksamkeit des Lesers fesselt.“ – Piotr S. Wandycz, Yale University. „Dies ist bei weitem die beste Behandlung des Themas und auch eine der besten Monografien, die sich mit der Diplomatie eines Landes befassen.“

Übersetzt mit DeepL.com (kostenlose Version)

Fortsetzung auf S. 10



Fortsetzung von S. 9

Spitzenrezensionen aus anderen Ländern (Anfang der Zitate)

Readalots

5,0 von 5 Sternen Hervorragende diplomatische Geschichte

Bewertet in den USA am 30. Dezember 2008

Igor Lukes „Die Tschechoslowakei zwischen Stalin und Hitler“ (1996, 318 Seiten, Taschenbuch) erzählt die packende Geschichte des Kampfes der Tschechen um innere Sicherheit und europäische Akzeptanz in den Zwischenkriegsjahren 1918 bis 1938. Es zeigt, wie der Untertitel schon sagt, die Diplomatie des zum Präsidenten gewordenen Außenministers Edvard Benes.

Lukes informiert über die 20-jährige Entschlossenheit der Tschechen, ihre Souveränität angesichts des zunehmenden Nationalsozialismus an ihrer Westgrenze zu schützen. Mit Frankreich und der Sowjetunion wurden Verträge geschlossen, die letztlich von Franzosen und Bolschewiki aus Angst vor Hitlers Macht und Kriegslust verweigert wurden, um den bedrohlichen Führer abzuwehren.

Diese Studie erklärt, wie Großbritannien in den letzten Tagen des Jahres 1938 unter französischer Zusammenarbeit und sowjetischem Schweigen die Tschechoslowakei zwang, Hitler Land und Bevölkerung zu geben (um Europa in Frieden zu halten). Diese makabre Aktion entfesselte den Zorn der Nazis auf unschuldige böhmische, mährische und slawische Gemeinden, löschte die tschechische Demokratie aus und schwächte letztlich das Gebiet, in dem die sowjetische Invasion von 1948 stattfand, politisch.

Die wichtigsten Persönlichkeiten, die an der Zerstörung der Tschechoslowakei vor dem Krieg beteiligt waren, werden besprochen: Benes, Hitler, Stalin, Chamberlain, Daladier und viele mehr. Die tschechischen Grenzkonflikte mit Polen und Ungarn werden vorgestellt. Die engste Freundschaft der Tschechoslowakei zu dieser Zeit, Rumänien, wird hilfreich besprochen.

Lukes gibt sich große Mühe, seine Arbeit hier zu beschaffen (jedes Kapitel umfasst durchschnittlich 10 Seiten mit Endnoten und 33 Seiten Bibliographie). Bei der Präsentation dieser Geschichte zitiert er historische Nachrichten, Zeitschriften, Radio- und Fernsehinterviews, politische Reden, Berichte aus der Zeit von Diplomaten, freigegebenes Material und vieles mehr. Von Hitlers Kriegswahn über Chamberlains Friedenssucht bis hin zu Stalins Streben nach einer Weltrevolution erklärt Lukes sie alle. Er behauptet kühn und vielleicht zu Recht, dass Frankreich mit seiner Mitarbeit im Münchener Abkommen vom 30. September 1938 für immer an Ansehen und Macht verloren hat.

Dieses Buch lehrt über den republikanischen Überlebenskampf inmitten der faschistischen und kommunistischen Entschlossenheit, die Demokratie zu zerstören. Seine hervorragende diplomatische Geschichte bereitet die Voraussetzungen für den Zweiten Weltkrieg in Mittelosteuropa. Es wird allen empfohlen, die sich für die Geschichte der Tschechoslowakei, die Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg und die politische Geschichte des ehemaligen Ostblocks interessieren.

M. G.

3,0 von 5 Sternen Geschichte der Tschechoslowakei

Bewertet in den USA am 17. Januar 2013

Dieses Buch enthielt nicht die Details dieses Zeitraums, die ich mir erhofft hatte. Interessant, aber nicht zu informativ.

Amazon Customer

5,0 von 5 Sternen und ich frage mich immer noch, wie sehr es mein Gefühl und mein Denken über diese schmerzhaften Erfahrungen der Menschen, die dort lebten, verändert hat.

Bewertet in den USA am 15. Dezember 2014

Es enthält viele Fakten, ist aber für diejenigen, die mehr über diese dramatische Zeit erfahren möchten, äußerst lesbar. Letzte Woche habe ich dieses E-Book zu Ende gelesen und frage mich immer noch, wie sehr es mein Gefühl und mein Denken über diese schmerzhaften Erfahrungen der Menschen, die zu dieser Zeit lebten, verändert hat. Es ist eines der Bücher, das mir geholfen hat, es besser zu verstehen.

Ende der Zitate

Erinnern



© Mary Evans Picture Library

Kanonenfeuer in der Schlacht von Vimy, Mai 1917

Kriegsursachen 1914

Teil 10 und Schluß

Ausbruch des Ersten Weltkriegs-Die Selbstzerstörung Europas

09.09.2013 Christopher Clark hat eine Studie über den Ausbruch des Ersten Weltkriegs verfasst: „Die Schlafwandler“ ist das Buch des Jahres. Und eine Mahnung an alle, die militärische Konflikte regional begrenzen wollen.

Von [Andreas Kilb](#)

Eine nächtliche Kreuzung. Fünf Schwerlaster, die Tanks und Ladeflächen vollgepackt mit Explosivstoffen, rasen mit aufgeblendeten Scheinwerfern aus allen Richtungen aufeinander zu. Die Fahrer sind über Bordfunk miteinander in Kontakt, sie

brüllen, drohen, fluchen, beschwören alte Freundschaften, appellieren an das Gewissen der anderen. Die Kreuzung kommt näher. Schon können sich die Fahrer gegenseitig am Steuer erkennen. Noch hundert Meter. Noch fünfzig. Ein letztes Aufheulen der Motoren. Die Scheinwerfer tauchen die Kreuzung in taghelles Licht. Schreien, Hupen, Gestikulieren. Noch zehn Meter. Noch fünf.

Bumm.

Es ist ein Bild, das sich irgendwann wie von selbst einstellt, wenn man Christopher Clarks neues Buch über den Ausbruch des Ersten Weltkriegs liest. Das Bild eines Irrsinns, der keiner menschlichen Logik mehr folgt, nur dem Gesetz von Masse, Kraft und Beschleunigung. Und dem Prinzip der nationalen Ehre. Es war ja keine „Urkatastrophe“, die sich damals, im Juli und August 1914, abgespielt hat. Es war ein Amoklauf. Der vereinte Amoklauf Europas. Und Clark hat diesen Super-Crash wie ein geduldiger Kriminalist rekonstruiert, penibel, in allen Phasen, vom ersten Gasgeben bis zur Explosion.

Wie wenig die Apokalypse auslösen kann

Die zwölf Kapitel des Buches, das dabei entstand, füllen auf Deutsch ohne Anhang gut siebenhundert Seiten, und jedes davon ist ein Albtraum, ein Thriller, ein Horrorfilm in sich. Es ist das Buch des Jahres, nicht, weil es gerade rechtzeitig zum hundertsten Jubiläum des Kriegsausbruchs im nächsten Sommer kommt, sondern weil es auf absolut schlüssige Weise den Mechanismus erklärt, der diesen Krieg, den ersten modernen Massenvernichtungskrieg, ausbrechen ließ. Noch einmal, 1939, hat der Mechanismus funktioniert, aber seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs, seit der Entwicklung der Atombombe und der Gründung der Vereinten Nationen, scheinen wir von ihm erlöst zu sein. Clarks Buch zeigt, dass das eine Täuschung ist. Die Mechanik schläft nur. Zünder und Ladung liegen bereit. Man muss sie nur zusammenschrauben. Die Apokalypse ist möglich. Es braucht nicht viel, um sie auszulösen. Vor hundert Jahren war es ein Attentat. Heute könnte es ein Bürgerkrieg in Syrien sein.

Christopher Clark sitzt im Café „Einstein“ in Berlin und erzählt von einem Traum, den er beim Schreiben seines Buches immer wieder geträumt hat. „Ich bin in England, und ich weiß, dass der Krieg ausbrechen wird. Ich sage zu meiner Frau: Wir müssen unsere Jungen ins Ausland bringen, sonst werden sie eingezogen. Eine ganze Generation wird durch diesen Krieg zerstört werden. Meine Söhne aber sagen, Daddy, du übertreibst, du nimmst das alles viel zu ernst. Ich versuche verzweifelt, sie zu überzeugen, doch sie hören mir nicht zu. Und dann erwache ich mit klopfendem Herzen.“

Ein Buch, das Unruhe stiften wird

Fünf Jahre hat Clark an den „Schlafwandlern“ (DVA, 39,99 Euro) geschrieben. Es ist, nach seinem „Preußen“-Buch von 2006, Clarks zweite große Attacke gegen ein Dogma der Geschichtswissenschaft. Der preußische Staat galt als Hort allen Übels in der deutschen Geschichte: Militarismus, Imperialismus, Größenwahn. Clarks Studie zeigte, dass er das nicht war. Was den Ersten Weltkrieg angeht, hat sich unter Historikern seit den sechziger Jahren Fritz Fischers These von der überwiegenden deutschen Kriegsschuld durchgesetzt. Bei Clark kann man nun nachlesen, dass das Kaiserreich genauso schuldig oder unschuldig am Ausbruch des Krieges war wie alle anderen europäischen Großmächte: Russland, Frankreich, Österreich-Ungarn und England.

„Die Schlafwandler“ werden also Unruhe stiften, und das ist gut so. Etwas Besseres kann der deutschen Öffentlichkeit gar nicht passieren, vier Monate vor dem Jubiläumsjahr des „Großen Krieges“, fünfzehn Jahre nach dem Nato-Krieg im Kosovo, wenige Tage vor dem Beginn der nächsten amerikanischen Militärintervention im Nahen Osten.

Fortsetzung auf S. 12

Das Attentat vor dem Attentat

„Was man wirklich von 1914 lernen kann“, sagt Clark, während er seinen Reisekoffer an den Tisch im „Einstein“ stellt, „ist die Rolle, die lokale Krisen als Auslöser von Konflikten zwischen Großmächten spielen können. Keine der beteiligten Nationen sagt, das ist ein toller Moment, um einen Krieg zu beginnen, also beginnen wir ihn. Aber alle akzeptieren das, was ich das Balkan-Szenario genannt habe. Zu diesem Szenario gehört, dass niemand fragt, wie die Krise eigentlich begonnen hat, wer Täter und wer Opfer war, ob die Österreicher ein moralisches Recht auf Vergeltung haben oder nicht. Österreich greift Serbien an, also greift Russland Österreich-Ungarn an, das Deutsche Reich macht gegen Russland mobil, Frankreich interveniert für seinen russischen Verbündeten, und England unterstützt Frankreich. Es gibt keine völkerrechtliche Untersuchung des Geschehens.“

Das Geschehen - das ist die Ermordung des österreichischen Thronfolgers Franz Ferdinand am 28. Juni in Sarajevo. Clarks Buch aber beginnt mit einem anderen Attentat: der Erschießung und anschließenden Zerstückelung des serbischen Monarchen Alexander durch putschende Offiziere elf Jahre zuvor in Belgrad. Von da an kommt Serbien nicht mehr zur Ruhe.

Ein panslawistisches Untergrundnetzwerk, die „Schwarze Hand“, lenkt Armee und Geheimdienst; von ihm wird später auch Gavrilo Princip, der Attentäter von Sarajevo, ausgerüstet und instruiert. Bei seinen Feldzügen zur „Befreiung“ der von Wien und Konstantinopel beherrschten slawischen Brüder aber hat das kleine Serbien einen mächtigen Verbündeten: das Zarenreich, das die Habsburger auf dem Balkan schwächen will, um freie Hand beim Griff nach den Dardanellen zu haben.

Wie der Balkan zum Brandbeschleuniger wurde

Im Jahr 1912 bekommt Belgrad vertraglich *carte blanche* für den Krieg gegen das Osmanische Reich. Prompt fallen Serben, Bulgaren und Griechen über die europäischen Provinzen der Osmanen her und teilen sie unter sich auf. Anschließend geraten sich die Sieger selbst in die Haare, Rumänien, von Russland aufgestachelt, überfällt Bulgarien, der Balkan brennt. Erst eine von England einberufene Botschafterkonferenz der Großmächte beendet diesen zweiten Balkankrieg. Der dritte, sagt Christopher Clark, ist dann jener, den wir als Ersten Weltkrieg kennen.

Damit aber der Balkan als Brandbeschleuniger funktioniert, muss das europäische Bündnissystem mit ihm kurzgeschlossen werden. Das bewerkstelligen die Franzosen. Seit 1892 sind sie mit Russland gegen das Deutsche Reich, seit 1904 mit England zur Abwehr deutscher Ansprüche in Übersee alliiert. Nach den Balkankriegen nun sichert Paris den Ministern des Zaren zu, dass es im Fall eines österreichischen Angriffs auf Serbien den Bündnisfall ausrufen wird. Die Engländer schließen sich an, sie teilen dies den Deutschen sogar offiziell mit, obwohl der britische Außenminister Edward Grey privat den Gedanken „abstoßend“ findet, für Serbien in den Krieg zu ziehen.

Vier Wochen nach dem Attentat ein Telegramm

Und dann kommt Sarajevo. Die Falken in Wien wollen gegen Serbien losschlagen, aber sie scheuen einen Alleingang. Zuerst holen sie in Berlin die Bestätigung, dass das Kaiserreich sie unterstützen wird (der berühmte „Blankoscheck“). Dann stellen sie ein Ultimatum. Dessen härteste Forderung lautet, Belgrad solle österreichische Beamte bei der Suche nach den Hintermännern des Attentats auf serbischem Territorium unterstützen.

Das ist, verglichen mit den Forderungen der Kosovo-Konferenz von Rambouillet, die Clark ausführlich zitiert, ein Witz. 1998 sollten die Serben sogar den Durchmarsch von Nato-Truppen durch ihr Gebiet dulden. Im Juli 1914, angesichts des österreichischen Drucks, spielt die Belgrader Regierung mit dem Gedanken, das Ultimatum anzunehmen. Seit dem Attentat sind vier Wochen vergangen. Noch ist keine Division, kein Geschütz, kein Panzerkreuzer in Marsch gesetzt. Da gibt ein Telegramm aus St. Petersburg den Ausschlag. Serbien lehnt ab. Und Russland macht mobil.

Fortsetzung auf S. 13



Sie wussten wirklich nicht, worauf sie sich einließen

„Wir haben der Zeit vor 1914 den Stempel einer Vorkriegszeit aufgedrückt“, sagt Clark. „Aber bei meinen Recherchen wurde mir immer klarer, dass der Krieg alles andere als unvermeidlich war. Was seinen Ausbruch begünstigt hat, war gerade die Instabilität der Bündnisse. Die Österreicher fühlen sich auf dem Balkan von den Deutschen alleingelassen. Die Briten spielen mit dem Gedanken, die anglo-russische Konvention von 1907 auslaufen zu lassen. Das Kaiserreich fürchtet die wachsende militärische Stärke Russlands und sucht eine Verständigung mit London. Die Allianz zwischen Frankreich und dem Zaren widerspricht allen kulturellen Bindungen, sie existiert nur, um gemeinsam Krieg gegen eine dritte Macht zu führen: das Deutsche Reich.“

Die deutsche Diplomatie, sagt Christopher Clark, habe das Balkan-Szenario nicht verstanden. Sie hoffte auf einen regional begrenzten Krieg. Deshalb ging der Kaiser Anfang Juli 1914 auf seine gewohnte Nordlandfahrt, und Kabinett und Generalstab verabschiedeten sich in die Sommerfrische. Für Fritz Fischer, der vor fünfzig Jahren mit seiner Kriegsschuldthese den herrschenden Konsens der deutschen Geschichtswissenschaft umstieß, war das ein Täuschungsmanöver, das den „Griff nach der Weltmacht“ verschleiern sollte. Clark dagegen ist überzeugt, dass die Deutschen wirklich nicht genau wussten, worauf sie sich mit ihrem Verbündeten in Wien einließen.

Das *worst-case scenario* des zwanzigsten Jahrhunderts

Dafür spricht das Telegramm, in dem Wilhelm II. („Willy“) noch am 29. Juli seinen Cousin, den Zaren Nikolaus („Nicky“), beschwore, die bereits befohlene russische Generalmobilmachung auszusetzen. Und dafür spricht die Verbissenheit, mit der sich die deutsche Führung bis zuletzt an die Hoffnung klammerte, die Briten aus dem Krieg heraushalten zu können. Es gehe nicht darum, Fischers Thesen zu revidieren, sagt Clark. Aber man müsse ein gesamteuropäisches Bild zeichnen. „Wir müssen weg vom James-Bond-Muster, in dem es einen Guten und einen Bösen gibt. Sie können alle diese Staaten als Bösewichte sehen. Sie sind aggressiv, beutegierig, kolonialistisch, paranoid, sie zeigen Stärke, weil sie sich schwach fühlen.“ Es ist, wie Clark in seinen Porträts der beteiligten Diplomaten zeigt, auch die Krise einer abtretenden Männerkaste, die sich im Juli 1914 abspielt, ein Showdown nervöser Patriarchen, die, wie es über den deutschen Kanzler Bethmann Hollweg hieß, wie „Ertrinkende“ nach dem Strohhalm des Krieges griffen. Am Ende sprachen die Waffen, weil die Minister nichts mehr zu sagen hatten.

„Der Erste Weltkrieg“, sagt Christopher Clark, „ist das *worst-case scenario* des zwanzigsten Jahrhunderts. Die Welt von 1913 mit ihrem globalen Handel, ihrem kulturellen Austausch, ihren friedlichen Veränderungen wird zertrümmert, vergeudet. Man kann sich keinen schlechteren Start für das Jahrhundert vorstellen. Der Stalinismus mit all seinen Opfern, Hitler, der Holocaust, die Zerstörung der deutschen Städte im Luftkrieg: Das meiste davon kann auf die Giftdosis zurückgeführt werden, die dieser Krieg Europa injiziert hat.“

Draußen dröhnt der Verkehr Unter den Linden. Es ist ein sonniger Tag in Berlin, der Stadt Hitlers und Honeckers. Die Krisengebiete im Nahen und Fernen Osten, in Syrien, im Irak, im Chinesischen Meer, sind weit. Dort liegen die Zünder für die nächste Krise. Das Buch „Die Schlafwandler“ ist eine Mahnung, sie zu entschärfen, bevor es zu spät ist.

Quelle: <https://www.faz.net/aktuell/feuilleton/buecher/themen/ausbruch-des-ersten-weltkriegs-die-selbstzerstoerung-europas-12563968.html>

»Die Urkatastrophe«

Der Erste Weltkrieg als Auftakt und Vorbild für den Zweiten Weltkrieg.

Von Hans-Ulrich Wehler

15.02.2004, 13.00 Uhr • aus [DER SPIEGEL 8/2004](#)

„Denkbar unterschiedliche Zeitgenossen wie Marxens Freund, der linksradikale Unternehmermillionär Friedrich Engels, der legendäre preußische Generalstabschef Helmuth von Moltke und der Jahrzehntelang amtierende SPD-Vorsitzende August Bebel – sie alle hatten ihn seit Jahrzehnten prophezeit: den »großen Weltkrieg«, wenn die europäischen Großmächte in einem künftigen Konflikt aufeinander stoßen würden[...]“

Der ganzen Artikel können Sie lesen unter:

<https://www.spiegel.de/politik/die-urkatastrophe-a-74a918bb-0002-0001-0000-000029968611?context=issue>



Stephan Burgdorff/Klaus Wiegrefe (Hg.)

DER 1. WELTKRIEG
Die Ur-Katastrophe
des 20. Jahrhunderts

DVA

SPiegel
DER SPIEGEL

Vor 80 Jahren: Die Verschleppung der Deutschen aus Südosteuropa in den sowjetischen Gulag

Teil 3

„Alles ringsumher ist so öd und leer.
Traurig rauscht das Meer vor Heimweh.
Grüß das Dörflein mein, Grüß mir jeden Stein und jedes Haus.
Wenn du mein Mütterlein siehst,
Sag ihm nicht, wie weh es mir ist.
Traurig rauscht das Meer vor Heimweh.
Alles ringsumher ist so öd und leer...“
(Josef Marksteiner)

In den Weiten Rußlands



Marianne Hüttel: Einzug ins Lager Lubovka 1241 am 26. Januar 1945, Kohlezeichnung, Abbildung aus dem Ausstellungskatalog. „... Skoro damoi!“ (Siebenbürgische Zeitung 31. März 2021, S. 3)

Im Februar-Kurier wurde die Fahrt der Rußlandverschleppten aus Jugoslawien, Rumänien und Ungarn angesprochen. Mit den ersten Eindrücken der Deportierten an ihrem Zielort setzen wir die Erinnerungen an deren Martyrium fort.

Nach einer mindestens zwei Wochen dauernden Fahrt kamen die Verschleppten am Bestimmungsort an. Februar 1945 herrschte noch Krieg: Die Munitions- und Versorgungszüge Richtung Westen verzögerten die Weiterfahrt und an der rumänisch-sowjetischen Grenze wurden sie in russische Viehwagons, deren Spurweite größer als die europäische war, umgeladen.

Die aus Temeswar verschleppte Veronika Schmidt berichtet über ihre Ankunft in Krivoj Rog in der heutigen Ukraine:

„Unser Gepäck wurde erst im Hof auf einen Haufen geschmissen. Als erste Erinnerung und Überraschung gab es eine warme Suppe, die bereits auf dem Tisch in Tellern stand. Die Vorfreude war zu früh, denn in dieser Suppe waren getrocknete Erbsen samt Käfern und Würmern drin. Keiner hat was davon gegessen. Die Russen haben uns dafür bestraft; die Lebensmittel, die wir noch von zuhause hatten, Schinken und Wurst, haben sie uns weggenommen“ (Schmidt).

Die Baracken waren mit einfachen Pritschen ausgestattet; oft mußten die Deportierten zu dritt eine solche teilen, einfache Decken waren in den zügigen Räumen der einzige Schutz vor dem Erfrieren. Trotz eines Entlausungsraumes und der Abgabe der Kleider nachts wurde man der Plage durch Läuse und Flöhen nicht Herr.

Den ersten Arbeitstag, es war der 5. Februar 1945, erlebte Frau Schmidt:

„Wir wurden an ein Gerätehaus gebracht und bekamen unser Werkzeug: eine Schaufel, einen großen Eisenhammer, ein Steinmeißel und eine Trage. Ich wurde für die Sandgrube eingeteilt, wo noch kein Sand gefördert wurde, d. h. es sollte erst eine eingerichtet werden. Der Boden war hart gefroren und es war bitterkalt. Da sollten wir Frauen und nur zwei Männer die Erde mit Pickel und Eisenhammer lockern und dann beiseite tragen. Daneben war bereits eine angelegte Sandgrube.“

Entsprechend der Unterkunft war auch das Essen:

„Es gab zu Mittag einen Esslöffel Gerste und ein Maß Öl, so groß wie ein Fingerhut. Es war nicht zum Leben und nicht zum Sterben. Beim Frühstück gab es ca. 500g Brot als Tagesration, klebrig wie Seife und voller Spieße von den Ähren. Zum Abendessen gab es im Winter eine saure und im Sommer eine grüne frische Gurke.“

Fortsetzung von S.

Für den Zukauf von Lebensmitteln verkauften die Frauen ihre Kleider, für die man bis zu 700 Rubel bekam, an die Bevölkerung; aber bald gab es nichts mehr zu verkaufen. Zudem wurden die Deportierten oft mit der Hoffnung auf eine baldige Entlassung geködert.

Frau Schmidt berichtet, daß die Arbeiterinnen *keine* Arbeitskleidung bekamen und bei jedem Wetter täglich zum Appell antreten mußten.

Ebenfalls in Krivoj Rog wurde der Zeitzeuge Josef Marksteiner ausgeladen: Seine Tochter, Katharina Emeneth, berichtet in ihren Aufzeichnungen aus dem **Tatsachenbericht** des Vaters:

„Am nächsten Tag wurden wir in kleinere Gruppen von ca. 40 Personen eingeteilt und bekamen einen Raum zugewiesen. Auf einer Fläche von ca. 18 Quadratmetern mussten wir 21 Stockbetten aufbauen. In jedem Bett lagen wir zu zweit. So hatte ich die Füße meines Bruders Franz immer vor meiner Nase. Auch einen Zaun um das Lager mussten wir selbst errichten“ (Emeneth/Marksteiner).

Bei dem Aufbau des Zaunes „haben wir die Pfähle absichtlich nicht richtig eingegraben, damit wir sie nachts für unsere Tauschgeschäfte wieder entfernen konnten.“

Morgens um 4 Uhr gab es Appell und nachts wurde oft eine Koffervisite vorgenommen: Mitgebrachte Lebensmittel wurden beschlagnahmt:

„Zum Frühstück bekamen wir eine saure Tomatensuppe und 200 Gramm Brot. Das äußerst dürftige Essen hat bei unserem Vater Magenkrämpfe verursacht und ihn mehr und mehr geschwächt. Ende Mai 1945 ist Bauchtyphus ausgebrochen, hohes Fieber und Durchfall führten in kurzer Zeit zum Tod von 60-70 Menschen. Danach wurden wir alle geimpft“ (Emeneth/Marksteiner).

Auch Josef Marksteiners Vater erkrankte an Typhus, äußerst geschwächt überlebte er und wurde mit dem ersten Transport von 300 Arbeitsunfähigen in die Heimat entlassen:

„Nachdem der erste Krankentransport das Lager verlassen hatte, waren wir einen Monat lang im Besitz von zusätzlichen 15 Lebensmittelmarken. Das Mehr an Brot verkauften wir an die Zivilbevölkerung und die Suppe verteilten wir im Lager an Hungernde. Hier lernten wir am eigenen Leib die Bedeutung des täglichen Brotes kennen und jede Brotkrume schätzen.“

Marksteiner mußte in einer großen Fabrik Eisenteile mit Hammer und Meißel auseinandertrennen. Er und sein Bruder wurden kurze Zeit darauf in ein Sägewerk verlegt:

„Die in der Fabrik Verbliebenen konnten mit dem Eisen keine Tauschgeschäfte tätigen und sind so des Hungers gestorben. Bei Schwächeanfällen durften die Betroffenen zwar im Lager bleiben, aber ihre Brotration wurde sofort gekürzt. Dies hatte in ganz kurzer Zeit den totalen Zusammenbruch zur Folge. Ein Entrinnen aus dieser Hungersnot gab es nur einmal im Jahr, wenn die Kommission es so entschied.“

Während der abendlichen Appelle entstand das oben als Motto zitierte Lied.

Literatur

Dr. Konrad Gündisch: „Wiederaufbau“ – ein Synonym für Sklavenarbeit, *Banater Post*, 5. Februar 2015, S. 4);
Tatsachenbericht von Josef Marksteiner, aufgezeichnet von seiner Tochter Katharina Emeneth: https://www.banater-schwaben.org/nachrichten/dokumentation/dokumentation-detail/2937-alles-ringsumher-ist-so-oed-und-leer-teil-1?tx_news_pi1%5Bday%5D=14&tx_news_pi1%5Bmonth%5D=02&tx_news_pi1%5Byear%5D=2020&cHash=7c3ce39d5b24fb081277574ba8636a20

Veronika Schmidt: „Erinnerungen an die Deportation: Nur mit Gottvertrauen überlebt:“ https://www.banater-schwaben.org/nachrichten/dokumentation/dokumentation-detail/4732-erinnerungen-an-die-deportation-nur-mit-gottvertrauen-ueberlebt?tx_news_pi1%5Bday%5D=07&tx_news_pi1%5Bmonth%5D=01&tx_news_pi1%5Byear%5D=2024&cHash=67d585cf39917daaf4540cb8e4863f0c

Siehe in diesem Zusammenhang auch den Beitrag aus der Rubrik Deutsche Minderheiten.

Fortsetzung folgt

Herbert Karl

Temeswar in der Revolution 1989. Der 18. Dezember 1989: Tag der Arbeiter

Teil 9

„»Feiges Land« hieß das Morgengebet der Temeswarer, denn nirgends in Rumänien hob auch nur jemand die Hand, um dem blinden Massaker, dem Frauen und Kinder zu Opfer fielen, Einhalt zu gebieten. – Windstille an diesem Morgen, kein Hauch von Freiheit, kein Strahl von Hoffnung am trüben Morgenhimmel“ (Bohn, S. 225)

Die Aufarbeitung der Temeswarer Revolution und der Dezemberereignisse in ganz Rumänien unmittelbar nach dem Aufstand und mittelbar bis in die Gegenwart wird noch Jahrzehnte dauern. Aktenkundig wurde der Fall des Hauptmanns Gheorghe kurz nach der Temeswarer Revolution. Dieser wurde am 17. Dezember 1989 kurz nach 15 Uhr in die Einheit zitiert:

„Als ich dort eintraf – erzählt Gheorghe – „... waren eine Reihe von Offizieren nicht zugegen. Sie waren einfach nicht gekommen! Befehlsverweigerung im Ausnahmezustand – nicht jedermann's Sache! Der Kommandant ordnete mir an, Sofortmaßnahmen zu ergreifen damit in den Büros Betten aufgestellt werden könnten und Verpflegung für die Soldaten heranzuschaffen, die innerhalb kürzester Zeit eintreffen würden, um sich aktiv an der Aktion ‚Radu der Schöne‘ zu beteiligen.“

Am nächsten Tag traf hoher Besuch in der Einheit ein: General Gușe und Ion Coman, Ceaușescus Vertrauensmann [,] mit Ministerpräsident Dăscălescu und der verhassten Ministerin Ana Mureșan... „“ (Bohn, S. 222).

Unklar ist bis heute, ob diese »Befehlsverweigerung« einer individuellen Eingabe oder doch auf einen leisen Hinweis hin erfolgte: Vieles spricht dafür, daß der Einzelne während dem Aufstand und später bestrebt war, seinen Kopf und Kragen zu retten. Im Bemühen der obersten Chargen, sich nach der Revolte in ein positives Licht zu stellen, paßt dagegen die zweite Erklärung eines Winks von oben.

Nach 20 Uhr, nach wie vor sind wir noch am 17. Dezember, zog ein großer aufgebrachter Haufen an der Kaserne an der Lipparer-Straße vorbei:

„Am Rande des Demonstratenzuges trieben sich allerlei Pöbel, Asoziale und freigewordene Häftlinge, Zigeuner und Abenteurer herum. Sie wußten: bald mußte es eine Gelegenheit für sie geben, irgendwo einzubrechen oder ein Geschäft zu plündern! Auch ein paar gut gekleidete »Herren« sah man auf dem Trottoir! Die Masse der Demonstranten, meist aus Jugendlichen mit Fahnen bestehend, kam zügig voran und schrie im Chor. »Mit uns die Armee! Freiheit für das Volk!« Plötzlich zersplittere Glas: Schaufenster und Türenscheiben des »Dumbrava-Magazins« lagen sekundenschnell in Scherben. Auch beim Kaufladen der Militäreinheit flogen die Scherben und mit lautem Gejohle setzte sofort die Plünderung seitens des »Begleitpersonals« ein“ (Bohn, S. 222).

Nach unserem Augenzeugen Hans Bohn (S. 223) gingen die Demonstranten selbst mit Knüppel gegen diese Plünderer vor, versuchten diese zu vertreiben. Auf der anderen Seite wurde Hauptmann Gheorghe sofort zum Kommandanten beordert: „Der Befehl, den er erhielt, war unzweideutig: sofort das Feuer eröffnen und jede Bewegung auseinanderschießen.“

Der General [Bohn meint hier vermutlich Ion Coman, der „nur“ noch: Vorsitzender des Verteidigungsausschusses der Großen Nationalversammlung war]:

„hatte telefonisch Sofortmaßnahmen angeordnet, nachdem ihm der Kommandant [der Einheit] im Telegrammstil den Lagebericht abgegeben hatte. Nur allzu verständlich, hatte doch der gleiche General, noch bei der Lagebesprechung um 16,30 Uhr beim Kreisparteikomitee nach Bukarest gemeldet: „... schon gut...! Wir werden sie mit Panzern zermalmen! In ein-zwei Stunden sind wir fertig mit ihnen!““ (Bohn, S. 223).

Auch wenn die Bukarester Armeeführung im Nachhinein versuchte vieles zu relativieren, hat die Befehlskette funktioniert und der Schießbefehl war unmißverständlich:

„Der Garnisonkommandant hatte den Hörer abgelegt. Er saß sekundenlang schweigend da, den Kopf in beiden Händen gestützt. Dann ein Wink. Hauptmann Gheorghe und die anderen Offiziere wurden auf ihre Posten geschickt. Weitere Demonstratengruppen zogen an der Kaserne vorüber, Richtung Innenstadt. Eine knappe Stunde verging. Um 21 Uhr fielen die ersten Schüsse vor der Kaserne! Die Verbindungsmänner vom Kontrollpunkt Nr. 1, überbrachten den Befehl, der zwangsläufig alles klarstellte: der Kommandant der Einheit, die vor der Kaserne Position bezogen hatte, erteilte den Schießbefehl auf die Demonstranten“ (Bohn, S. 223).

In dieser Nacht wurden allein hier „ganze 800 Kugeln in Salven in die Demonstranten gejagt, wie in der Anklageschrift zu lesen war. Gheorghe wägte sich jedoch in seiner Unschuld: „seine Auftraggeber wurden befördert und er... Gerechtigkeit, wenn es schon sein muß, aber dann auch für alle!“ (Bohn, S. 221f.).

Fortsetzung auf S. 17

Fortsetzung von S. 16

In der Nacht auf den 18. Dezember 1989 wurde bis in die Morgenstunden an weiteren Punkten geschossen; die Demonstranten hielten Plätze und Straßen *dauernd* besetzt, während die arbeitende Bevölkerung am verregneten Morgen ihren Arbeitsplätzen zuströmte, denn bei Abwesenheit drohte die sofortige Entlassung:

„Markt und Straßen schienen verwaist zu sein, nachdem die ganze Nacht hindurch von Dächern und Häuserbalkons Schüsse gefallen waren – Kopfschüsse, die Getroffenen waren sofort tot. Es waren diese trockenen, abgehackten Schüsse aus Kleinkalibergewehren deren Hohklang sich so sehr von dem metallischen Geratter der Maschinengewehre unterschied, mit denen die Armee tagsüber geschossen hatte“ (Bohn, S. 225).



Temeswar, 18. Dezember 1989/Bild: Constantin DUMA, presealert.ro

Diese Nachbetrachtung des Zeitzeugen Hans Bohn lässt ein *Zwischenfazit* nach dem 17. Dezember 1989 zu: Die Armee ist dem Schießbefehl des Diktators gefolgt und hat wahllos auf Demonstranten geschossen. Seitens der Miliz und der Securitate wurden bereits tagsüber und nachts Terrorangriffe auf Menschenansammlungen verübt und mit Provokateuren eine Handhabe zu hartem Eingreifen gegen die Aufständischen geschaffen. Auf der anderen Seite versuchten die Demonstranten (mit Spruchbändern und Fahnen versehen) –, von ausländischen Kräften „gesteuert“ und medial begleitet – sich *nicht* unnötig provozieren zu lassen: Ziel war der Sturz des Regimes! Daß Frauen und Kinder oft in den vordersten Reihen marschierten, zeigt – wie auch spätere Provokationen im 21. Jahrhundert offenbaren sollten –, daß sie bereits hier über ein hohes Maß an Organisation verfügten. Dafür sprechen auch die Koordination der Demonstrationsrouten und deren Durchhaltevermögen in den nun alles entscheidenden zwei Tagen des Aufstandes.

Die Temeswarer erwachten am 18. Dezember mit der Angst: Man schien auf verlorenem Posten zu kämpfen: Die Staatsmedien brachten wie üblich die steigenden Produktionszahlen und erwähnten den Staatsbesuch des Diktators im Iran: „Alles in bester Ordnung in diesem schönen Land – allein in Temeswar blutete der Asphalt! Verdammte dieser Erde, das kann doch nicht wahr sein . . . ! Wildes Schießen von der Stadtmitte her: »Mörder! Wie sind das Volk!« Sie standen unerschütterlich, diese jungen Helden!“ (Bohn, S. 226).

Ein Demonstrationszug kam von der Michelangelo-Brücke her, „alles junge Leute. Sie schrien, sangen wieder die Sturmmelodie: »Wacht auf, Rumänen . . . !« Schüsse fielen kurz nacheinander, scheinbar von hoch oben, vom Dach des »Continental«, doch war niemand getroffen worden; die Kolonne drängte unabirrt nach vorne, auf den Kreispalast zu.“ Hier kommt es zum Handgemenge, aber hier wird nicht auf die Menge geschossen. Am Opernplatz hingegen wird geschossen; es gibt Tote und Verletzte:

„Ein Murmeln geht durch die Reihen der jungen Soldaten: die Armee schien an einem Punkt geraten zu sein, wo jedem einzelnen Soldaten die Verantwortung auf der Seele zu brennen begann. Oder war etwas geschehen das alle aufhorchen ließ!“ (Bohn, S. 227).

Die von Elena Ceaușescu gesandten Vertrauten, Dăscălescu und Bobu, hatten den Auftrag „Herr der Lage zu werden:“

„„Auch wenn die Stadt vom Erdboden gefegt wird. Bei diesem Stand der Demographie können wir uns den Luxus leisten“, äußerte sich die Tyrannin zynisch. Klingt das nicht der Mordlust Neros ähnlich, mit dem das Herrscherpaar so oft verglichen wurde?“ (Podlipny-Hehn, S. 22).

Noch in der Nacht auf den 18. Dezember 1989 wurde Ion Coman durch General Victor A. Stănculescu als Leiter des Militärapparats in Temeswar abgelöst. Nach einer Chronik der Revolutionsereignisse beginnen die jungen Demonstranten *erst* um 16:15 „Nieder mit Ceaușescu!“ und die „Die Armee ist mit uns!“ zu skandieren (Cartianu, S. 412).

Literatur

Hans Bohn: *Die Lazarusnacht von Temeswar. Chronik des Volksaufstandes vom Dezember 1989* in von ihm 1993 erschienem Buch *Verlorene Heimat* (Temeswarer Helicon-Verlag);

Annemarie Podlipny-Hehn: *Wir waren Zeugen. Temeswar 1989/1990*, München 1991.

Fortsetzung folgt

Herbert Karl

Deutsche Minderheiten

Spätes Aufbegehren

Von Nikolaus Berwanger

Sein Alles war Hausbrot. Das schneeweisse, schwammige Brot aus dem Backofen der Großmutter. Wie er davon schwärmte! Sogar den Duft des Brotes konnte er sich herbeizaubern. Ob er deshalb so gut war wie ein Stück Brot?

Er, der nicht mehr ist, bloß weil er das Pech hatte, 1921 in Rumänien als Deutscher auf die Welt gekommen zu sein... Als Mensch war er untertänig. Schon als Kind hatte man ihm eingeprägt, dass die Obrigkeit stets zu ehren und zu schätzen ist. Als Soldat war er brav. Ein Soldat darf nur brav sein.

So kämpfte er als rumänischer Korporal bei Odessa mit den Nazis gegen die Sowjets und dann immer noch als rumänischer Korporal in der Tatra mit den Sowjets gegen die Nazis...

Wirren des Krieges? Mensch als Ping-Pong-Ball? Er schwieg. Nicht einmal mit den Zähnen knirschte er.

Nur einmal wollte er aufbegehren. Damals, als er nach fünf Jahren Militär, zwei Fronten, zwei Feinden und zwei Freunden, als ziviler „Wiedergutmacher“ in ein Arbeitslager kam.

Fünf Jahre unter Tag! Nie gab's Hausbrot. Wie in der Kaserne. Ganze zehn Jahre ohne das schneeweisse, schwammige Brot aus dem Backofen der Großmutter...

Gebrochen war er, vergrämt und verbittert, als er aus dem Ural kam. Nichts konnte ihn aufmuntern. Großmutter war tot. Mutter war arm. Der Ofen war halb zerfallen. Es gab kein Weißmehl. Es gab überhaupt kein Mehl. Kein Brot aus dem Backofen der Großmutter ...

Und doch blieb er weiter gut wie ein Stück Brot. Der Mensch ist gut ...

Dann verschwand der matte Schimmer aus seinen Augen. Sein Gruß wurde lauter. Zuversichtlicher. Das erste Brot duftete im Haus. Feiertag!

Eines Abends brachte er eine Frau mit. Eine junge, auffallend fesche Bäuerin. Gemeinsam gingen sie aufs Feld. Auf der roten Ehrentafel in der Dorfmitte sah man ihre Bilder. Sie zeigte ihre gesunden Zähne und lächelte glücklich. Sein Blick war unruhig ...

In der Nacht spürte er es. In der Nacht, wenn der Husten ihn plagte. Ein teuflisches Zerren in der Brust jagte ihm Schreck ein. Dann kam zum ersten Mal Blut ...

Retter, Spital, Sanatorium. Sanatorium, Spital, Retter!

Er war nicht mehr zu retten! Der Grubenstaub forderte sein Opfer. Steinlunge... Unbarmherzige Steinlunge ... Schauderhafte Qual ...

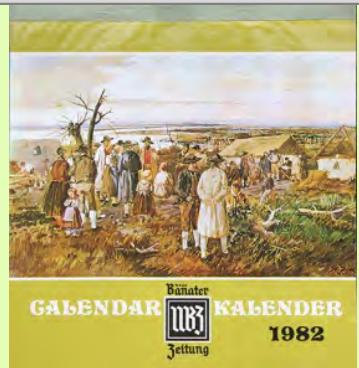
Selbst das frische Brot konnte ihn nicht mehr aufheitern ...

Er legte sich den Strick um den Hals.

Seine letzten Gedanken: Jeder Mensch sollte in sich hineinsehen. Mehrmals im Leben. Ganz tief sollte er in sich hineinschauen. Auch aufbegehren sollte er. Oft. Sehr oft! Das kommt ihm gut, dem Menschen.

Er hat es versäumt, zu spät erkannt. Darum gedachte er am letzten Tag seiner selbst und schrieb: „Verzeiht mir nicht!“

(Aus: Neue Banater Zeitung, Donnerstag, 31. Dezember 1981, Silvesterausgabe, Seite 3.)



In diesem Zusammenhang sei daran erinnert, daß Nikolaus Berwanger seit dem Ende der 1970er mit dem erst kürzlich verstorbenen und sehr umstrittenen Präsidenten Rumäniens, Ion Iliescu, damals Vorsitzender des Kreisrates Temesch der kommunistischen Parte sehr gut zusammenarbeitete. Iliescu war seinerzeit der deutschen Minderheit im Kreis Temesch sehr gewogen: Darauf werden wir noch zurückkommen.
Die Red.

Ernst Lindner (* 27. Dezember 1826 in Leibitz/Kesmark † 23. September 1902 in Budapest)

Ernst Lindner war ein vielseitiger und universell gebildeter Erzieher, Heimatdichter und Sprachforscher. Er wurde in Leutschau, der Heimatstadt seiner Mutter, die der angesehenen Familie Justus entstammte, geboren. Sein Vater zog bald nach Kesmark, und so wuchs Ernst Lindner hier auf und besuchte nach der Volkschule auch das deutsche Lyzeum. Auf Anregung eines seiner Lehrer, des Sprachforschers Paul Hunfalvy, [. . .]

Im Jahre 1850 kehrte er in seine Heimat zurück und wurde am Collegium in Eperies (Prešov) Professor für griechische Sprache. Danach wirkte er von 1855–1859 vier Jahre am heimatlichen Lyzeum (inzwischen Gymnasium) in Kesmark und unterrichtete deutsche Sprache und Literatur. In dieser Zeit begann Ernst Lindner, sich mit der Zipser Mundart zu beschäftigen und erste Mundartgedichte zu schreiben.

Das Leben Ernst Lindners zeichnete sich durch Ruhelosigkeit aus. Im Herbst 1859 wurde er wieder an das Kollegium nach Eperies berufen und unterrichtete dort in verschiedenen Sprachen. Doch er blieb wieder nur ein Jahr, bereiste Italien und war im Jahre 1861 als ungarischer Sprachlehrer an der Krauseschen Mädchenerziehungsanstalt in Dresden tätig. Auf Empfehlung seines Freundes, des bekannten Sprach und Literaturhistorikers Karl Julius Schroer, wurde Lindner 1862 als Professor an die evangelische Realschule in Wien berufen, wo er bis 1864 blieb.

Von Wien aus sandte er seine Gedichte als „Fliegende Blätter in Zipser Mundart“ in seine Heimat; sie machten ihn schnell zu einem „berühmten, auch im Auslande bekannten Dichter, der, als er heimkehrte, in der Zips überall gefeiert wurde.“ Im Jahre 1864 wurde er an das neuerrichtete Gymnasium in Zipser Neudorf berufen, verbrachte aber viel Zeit in seiner Heimatstadt Kesmark und widmete sich seinen dichterischen und sprachwissenschaftlichen Arbeiten.

Ab 1867 erhielt er durch Vermittlung von Paul Hunfalvy eine feste Anstellung in der Bibliothek der ungarischen Akademie der Wissenschaften in Budapest und wurde 1875 zum Bibliothekar ernannt. Er heiratete und beendete damit die Rastlosigkeit seines Lebens.

In Budapest gehörte er zu den Gründern des „Zipser Vereins“ und wurde 1892 „in Anerkennung seiner um die Zips erworbenen unvergänglichen Verdienste“ zum „lebenslänglichen Ehrenmitglied“ gewählt.

Ernst Lindner blieb seiner deutschen Muttersprache stets treu und verfaßte volkstümliche Gedichte in seiner Zipser Mundart. Das erste Mundartgedicht „Der Karfunkelturm oder Teikels Suhn von Schloß“ wurde 1854 in Leutschau als Flugblatt gedruckt. Seine 60 Gedichte umfassenden „Fliedenden Blätter in Zipser Mundart“, die im Jahre 1864 in Wien als Buch erschienen, brachten ihm im In und Ausland viel Anerkennung und machten Ernst Lindner „mit einem Schlage zu dem beliebtesten Dichter der Zips“. Mathias Firmenich nahm den „Karfunkelturm“ in seine Sammlung der deutschen Mundarten auf und die Dichter Friedrich von Bodenstedt und Josef Victor von Scheffel korrespondierten mit ihm.

In einer zweiten Auflage unter dem Titel „Fartblihndijer Zepserscher Liederposchen“ brachte er seine Gedichte 1879, geordnet in Erzählungen, Idyllen, Lieder und Balladen, heraus. Daraus sind besonders hervorzuheben: „Der fliegendijs Minich“ und „Der Maun (Mond)en der Popper“ – eine Urform des „Beijer Steckels“. In seinen Texten traf er „die Stimmung des Zipser Oberlandes und seiner Menschen.“ Karl Julius Schröder lobte „das feine Gefühl für die Echtheit mundartlicher Ausdrucksweise und Richtigkeit der Darstellung der Laute.“

In den achtziger Jahren veröffentlichte Ernst Lindner im „Zipser Boten“ noch einige Mundartgedichte, von denen vor allem das vom „Käisenmarker Tutterhorn“ Beachtung verdient. Überhaupt waren die Zeitungen „Zipser Bote“ und „Zipser Anzeiger“ von 1863 bis 1900 seine beliebten Veröffentlichungsorgane, in denen er von seinen Lesern sehr geschätzt wurde. Auch in der angesehenen Tageszeitung „Pester Lloyd“ erschienen viele Texte von ihm. In Budapest machte er sich einen Namen als Übersetzer ungarischer Gedichte ins Deutsche, darunter der Werke der verehrten Dichter Ungarns: Petöfi, Arany, Levay und Garay [. . .]

Er galt als eine der hervorragenden dichterischen Begabungen der Zips, stand in seiner volksnahen und lebendigen Sprache Johann Peter Hebel und dem niederdeutschen Dichter Klaus Grothe nahe. J. P. Hebel's Alemannische Gedichte (37) übersetzte er in die Zipser Mundart.

Als Ernst Lindner am 23. September 1902 in Budapest starb, hinterließ er ein reiches Erbe wichtiger sprachlicher Zeugnisse deutscher Kultur im Osten Europas.

Lit.: Jörg Meier: Untersuchungen zur deutschsprachigen Presse in der Slowakei, Leutschau 1993. – P. Rainer Rudolf (u.a.): Karpatendeutsches Biographisches Lexikon, Herborn 1988.

Bild: <https://szepesikor.hu/fontos/lindner-erno>

Quelle: <https://kulturstiftung.org/biographien/lindner-ernst-2>



HOH(L)SPIEGEL:
Frieden kannst du nur haben, wenn du ihn gibst.

Marie von Ebner-Eschenbach (1830 - 1916)
HK

Bildnachweis:
Karten, Bilder und Graphiken stammen – wenn nicht extra gekennzeichnet - aus Privatsammlungen oder von offiziellen AfD-Seiten.
Red./HK

Impressum

SPRECHER

Herbert Karl:

0175 9036144

Martina Kempf

STELLV. SPRECHER :

Vadim Derksen

Albert Breininger

ANSCHRIFT:

Größelbergstr. 7
75331 Engelsbrand

SPENDEN Sparkasse Pforzheim-Calw
IBAN: DE33 6665 0085 0008 9636 65
www.vadm-afd.de

E-Mail:

kontakt@vadm-afd.de